REDE ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES SR. M. DES KÖNIGS FREDERIK'S VII ... AM 6. OCTOBER 1863...

Otto Ribbeck

REDE

ZUR

FEIER DES GEBURTSTAGES

SR. MAJESTÄT DES KÖNIGS

FREDERIK'S VII

AN DER

CHRISTIAN-ALBRECHTS-UNIVERSITÄT

AM 6. OCTOBER 1863

GEHALTEN VON

OTTO RIBBECK

DOCTOR PHIL., ORDENTL. PROFESSOR DER PHILOLOGIE UND BEREDSAMKEIT.

KIEL.

DRUCK VON C. F. MOHR.

1863.



Hochverehrte Versammlung!

Je weiter auch auf dem Gebiete der Wissenschaft durch immer zunehmende Theilung der Arbeit die Bestrebungen der Einzelnen auseinandergehen, je gebieterischer die wachsende Fülle des Stoffs und die Strenge der Methode zur Beschränkung auffordert, desto angemessener scheint es, von Zeit zu Zeit das Auge wieder auf das Allen gemeinsame Centrum zu richten, gleichsam an jenem heimischen Heerde sich wieder einmal zu vereinigen, dessen nie erlöschende Flamme auch die entlegensten Enden des wissenschaftlichen Universums erleuchtet, dem Schatzgräber im einsamsten Schacht eine wohnliche Stätte bereitet und die bunten Reflexe contrastirender Richtungen in ruhigem, ungefärbtem Lichte auflöst. Es ist das Vestafeuer der einen, ewigen Wahrheit, zu deren Hütern und Verbreitern wir alle bestellt sind, der lorbeerbekränzte Triumphator wie der wackere Triarier, der dem Adler der welterobernden Macht über die Grenzen folgt. An ihrem Altar im Geiste ein Opfer zu bringen fühlen wir uns ganz besonders an dem Tage aufgefordert, der allen Gliedern und Corporationen unseres Staates das Gefühl der Einheit und das Bedürfniss nahe legt, ihres Wesens und ihrer Bedeutung für das Ganze sich bewusst zu werden.

So lade ich Sie denn ein, hochverehrte Anwesende, mit mir vor das Bild eines Mannes zu treten, der mehr als alle andern Heroen der Wissenschaft geeignet ist, uns in das Heiligthum derselben einzuführen, weil nicht dieses oder jenes Fach allein, sondern weil die deutsche Nation ihn kennt und liebt als den classischen Repräsentanten deutschen Forschertriebes und begeisterter Liebe zur Wahrheit im ganzen Bereich menschlicher Erkenntniss. Lessings Verhältniss zur Wissenschaft — das freilich ist eine Aufgabe, die hier erschöpfen zu wollen Thorheit wäre. Fürchten Sie nicht, dass ich die Welt von Beziehungen, die das Beste, was wir unser nennen, mit seinem Namen verknüpft, Ihnen gleichsam in einer Nuss vor Augen zu legen unternehmen will. Ich denke von dem Vorzuge Gebrauch zu machen, den die Alterthumsstudien zu Lessings Zeit noch ungeschmälerter als jetzt besassen, als die vorzugsweise zur edlen Menschlichkeit bildenden zu gelten; und indem ich so nur den

Alterthumsforscher ins Auge fasse, darf ich hoffen, die allgemein menschliche Seite seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit deutlich genug herauszukehren. Aber auch hier darf ich seine eigentliche Thätigkeit nur gleichsam von der Schwelle aus begrüssen. Ueberlegen zu wollen, was die classische Philologie dem Geistesgenossen Winckelmanns verdanke oder welche Ergebnisse seiner Arbeiten auf diesem Gebiete noch heute gültig oder nutzbar seien, auch diese anziehende und keineswegs bereits erledigte Frage würde in ein Dickicht von Einzelnheiten verlocken, die für Ort und Stunde wenig gelegen sein dürften.

Schon freilich ist man fast zu vornehm, um in Untersuchungen für die Zunft einen Lessing als stimmberechtigten Vorgänger mit in Betracht zu ziehen. Haben wir doch mit andren Grössen uns abzufinden, sind wir doch aus den Kinderschuhen hinausgewachsen, in denen vor hundert und mehr Jahren die Philologie in Deutschland unsicher und schwerfällig genug einherwandelte. Als der Verfasser der Homerischen Prolegomena und Begründer einer classischen Alterthumswissenschaft in der Wiege lag, war Lessing dreissig Jahre alt, römische und griechische Geschichtsforschung war noch ungeboren, in den Windeln lag die Archäologie, freilich um sechs Jahre darauf die Welt mit einer Geschichte der Kunst des Alterthums von Winckelmann in Staunen zu setzen. Zögernd rieb sich die Mythologie den zweitausendjährigen Schlaf aus den Augen, und an eine vergleichende Mythologie, das viel Belehrung und viel Verwirrung versprechende Kind der weitsichtigen Gegenwart, dachte auch im tiefsten Traume noch kein Sterblicher, so wenig wie an Sanskrit und Prakrit. Selbst die Texte der Klassiker, z. B. der griechischen Dramatiker und des Plautus, lagen noch in arger Verwahrlosung, die Handschriften waren viel durchstöberte, aber in ihrem Goldgehalt noch wenig erschöpfte sterquilinia, die Spreu vom Waizen zu sondern gelang in unsrem Vaterlande den Allerwenigsten; keinem Ohr in Deutschland waren Pindarische oder Sophokleische Rhythmen zugänglich, und mit dem Plautinischen Verse über den Fuss gespannt zu sein war noch keine Schande: nur einem Liebling der Musen hatten diese Geheimnisse sich offenbart, einem in Helle des kritischen Blicks unserem Lessing verwandten, in Fachgelehrsamkeit ihm überlegenen Genius; dieser Eine war in Lessings Knabenjahren (1742) verstorben und hiess Richard Bentley. Aber vergebens habe ich nach einer Spur gesucht, dass die Arbeiten des grossen Britten, namentlich die unübertreffliche Streitschrift über die Phalarisbriefe, die unserem Lessing wie aus der Seele geschrieben war, dem kundigen Bücherjäger näher bekannt geworden sind: in der Abhandlung über das Wesen von der Fabel wird als ausgemacht anerkannt, dass von den sogenannten Aesopischen Fabeln keine einzige mit den Worten des alten Erfinders auf uns gekommen ist (V 449 M.), aber ohne dass weder hier noch in den hinterlassenen Papieren (XI[1] 237) Bentley's, der dieses klar gemacht, Erwähnung geschähe, und so oft auch Lessing durch seine umfassende Beschäftigung

mit der Geschichte des antiken Theaters auf das obengenannte, auch nach dieser Seite bahnbrechende Werk hingewiesen war, findet sich der Name des grossen englischen Kritikers doch nirgends auch nur im Vorübergehen citirt (vgl. XI[1] 323). Hätte er seine Schriften studiert, so müsste ein Wiederhall, sollte man meinen, ein Ausruf freudiger Erkennung irgendwo zwischen den Zeilen zu lesen sein.

Auch mit der philologischen Zunft in Deutschland, deren Gesellschaft, da Winckelmann in Rom lebte, die beste nicht eben war, hatte er nur spärlichen Verkehr. „Da stehe ich auf meinem Platze", berichtet er (VIII 186), „ganz ausser dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreissig Winde sind meine Freunde." Eine steife, magre Correspondenz mit dem nicht gar wohlgesinnten, aber des äusseren Anstandes beflissenen Heyne und mit dem wackren Reiske, dessen warme Verehrung für das Genie Lessings die Dedicationsepistel vor der Ausgabe seines Aeschines ausspricht, das ist Alles. „Unsre witzigen Köpfe sind meistens schlechte Griechen, und unsre guten Griechen sind meistens — wie muss man einen Reiske nennen? Um des Himmels willen, was für einen Demosthenes giebt uns dieser Mann!" schreibt jener an Heyne (XII 195), und er ist viel zu ehrlich, um nicht auch später in dem Trostschreiben an den schnöde verunglimpften, verdienten Herausgeber der griechischen Redner (XII 264, vgl. IX 74) bei aller Anerkennung der nur im Uebermaass aufgebotenen Kraft und Fülle des Ausdrucks durchklingen zu lassen, dass ihm alles Andre besser geglückt ist, als die Grazie Attischer Beredsamkeit. Auch war ja das Professoriren (XII 511) des Mannes Sache nicht, dessen Hörsaal das deutsche Vaterland werden sollte. Die Königsberger Professur der Eloquenz hat er abgelehnt, aus der Moskauer ist Gottlob nichts geworden; selbst der Pastor primarius von Hamburg konnte den Meister des deutschen Stiles von den Vorzügen des Lateinschreibens nicht überzeugen. Auf dem Einfalle jenes Spaniers zwar, dass das Latein erst den rechten Narren mache, will er nicht bestehn; die Ansicht, dass es das Zeichen eines schiefen Kopfes sei, zu glauben, dass er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner, lässt er dahingestellt sein; aber er scheint mit Baco gedacht zu haben: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht, und wir werden es ihm nicht verübeln, wenn er hinzufügt, was freilich nur für Theologie und Philosophie gilt und gewisse Privilegien der Philologie unangetastet lässt: „wenn mehrere wüssten, welch Latein sie schrieben: so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, dass sie müssten. Ein Muss, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte, aber nimmermehr den Sachen" (X 180).

Zum Ediren von Klassikern pflegen sich die nicht herzugeben, die es selbst sind oder sein möchten: dennoch hat der Wolfenbüttler Bibliothekar einmal an eine Ausgabe

des Phädrus gedacht, und noch viel schlechtere Arbeit nicht verschmäht. Es ist fast rührend, unter den Karren von Moos und Schwämmen, unter deren zehrender Last denn doch weder Gipfel noch Wurzeln der stolzen deutschen Eiche verdorrt sind (XII 460), auch Ergänzungen des Astrologen Julius Firmicus (IX 409) zu finden, die mit den echt philologischen Worten eingeführt werden (413): „was die Welt einmal hat, muss sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniss der Welt gebracht worden, muss sie so genau, so zuverlässig wissen können als möglich: oder es wäre eben so gut, dass sie jenes gar nicht hätte, und dieses gar nicht wüsste." Man hat seine gelegentlichen Klagen über den Bücherstaub, der ihm mehr und mehr auf die Nerven falle und sie zu gewissen feinen Schwingungen unfähig zu machen drohe (XII 360), seine briefliche Desperation über das grosse Werk von Philosophie oder Poltronnerie, in Wolfenbüttel zu leben (XII 492), gar zu sentimental genommen, und sich zu wenig erinnert, dass derselbe Mann nicht nur seinem Vater beim Antritt der Stelle betheuert, sie sei so als ob sie von jeher für ihn gemacht wäre (XII 305), sondern auch später von Italien aus seiner zukünftigen Gattin vollkommen Recht giebt, dass auf die Länge Wolfenbüttel mehr ein Ort für seine Freiheitsliebe sei als jeder andre, und dass „mittelmässige Umstände in Wolfenbüttel für sie beide vortheilhafter sein werden als noch so glänzende in Wien oder anderwärts" (XII 515; vgl. 519). Wären jene Umstände nur so sorgenfreie gewesen wie in Breslau, hätten sie ihn nur nicht gezwungen, bisweilen das Brett zu bohren, wo es am dünnsten war (XII 323. 448. 468)!

Ueber seinen Beruf in der Wissenschaft war Niemand sich klarer als er, hat er sich nirgends so treffend, wenn man nur die selbstverkleinernden Maasse zu rectificiren weiss, ausgesprochen als in der Vorrede zu einem seiner ungeborenen Werke, dem ersten Bande der Hermäa (XI² 63): „man denke sich einen Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft. Unfähig, seinem Geiste eine feste Richtung zu geben, wird er, jene zu sättigen, durch alle Felder der Gelehrsamkeit herumschweifen, alles anstaunen, alles erkennen wollen und alles überdrüssig werden. Ist er nicht ganz ohne Genie, so wird er viel bemerken, aber wenig ergründen; auf mancherlei Spuren gerathen, aber keine verfolgen; mehr seltsame als nützliche Entdeckungen machen; Aussichten zeigen, aber in Gegenden, die oft des Anblicks kaum werth sind." So auch in der Philologie. Aber sein Umherschweifen war nicht drüberhinfahrende Oberflächlichkeit: wo er still stand, grub er sich mit dem Stachel seiner Neugier tiefer hinein als manche sesshafte Schnecke, die zeitlebens an demselben Holze sog; wo er sein Zelt aufschlug, räumte er gründlich auf, machte Wildnisse urbar und Wüsten wohnlich. Der Fürstenschüler arbeitet an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten. Den Leipziger Studenten ergreift die Leidenschaft für das Theater: die ersten Studien über classische Schauspielkunst, und die Habilitations-

schrift über die Pantomimen der Alten entstehen daraus. In Wittenberg durchstöbert er mit innigem Behagen den historischen Bildersaal: erfüllt von der Pflicht, die ihm seine Stellung als Theil der Nachwelt, und wenn es auch nur ein Trilliontheilchen wäre, auferlegt, weiss er sich keine angenehmere Beschäftigung zu machen, „als die Namen berühmter Männer zu mustern', ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen" (IV 10). Daraus werden die „Rettungen", vor allen die des „philosophischen Dichters, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, auf dem er auch nicht gern ein Sonnenstäubchen sitzen lassen möchte", des Horaz. Aber sie brechen ab, weil der Verfasser weiss, dass man eben nicht alles erschöpfen muss (IV 44). Aus der saft- und kraftlosen Fabrication modischer Sinngedichte flüchtet er zur Erquickung zu Martial und der Anthologie. Es lockt den Spaziergänger der „gemeinschaftliche Rain der Poesie und Moral" (V 398), die Fabel, zu eigner Production wie zur Durchforschung „ziemlich aller" alten und neuen Fabulisten, ja sogar zu einem beherzigenswerthen pädagogischen Excurs über den heuristischen Nutzen der Fabeln in Schulen (457). Ein missbilligender Seitenblick, den Winckelmann bei Beurtheilung der Laokoongruppe auf Virgil wirft (VI 365), giebt den Anstoss zu den unsterblichen Gedanken über die Grenzen zwischen Poesie und darstellenden Künsten. Auch sie will der ironische Verfasser mehr für unordentliche Collectanea zu einem Buche als für ein Buch gelten lassen (VI 363); die Materialien zur Fortsetzung sind unverarbeitet geblieben. Denn dem Hamburger Dramaturgen wird bald der Laokoon zur „Nebenarbeit": er wirft sich auf die Poetik des Aristoteles, in der er längst ein eben so unfehlbares Werk erkannt hat, als die Elemente des Euclid nur immer sind (VII 420), die er mit congenialem Sinn in Kernpunkten zuerst richtig erklärt; und noch sechs Monate nach dem Schluss der Hamburger Bühne geht er in allem Ernst mit einem neuen Commentar wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie enthält, schwanger (XII 250). Er war ein guter, scharfer und klarer Exeget, er wusste früher als Andre, dass Aristoteles überall aus sich selbst erklärt werden will, und dass ein Commentator der Poetik vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen habe (VII 315). Aber schon 8 Jahre früher (1760) war ihm über dem Studium jenes Kanons die Begierde nach den Mustern wach geworden: seitdem wird er bei dem Namen Sophokles, er mag ihn finden, wo er will, aufmerksamer als auf seinen eignen (VI 274). Er entwirft den Plan zu einem Sophokles in vier Büchern. Aber nur die ersten 7 Bogen zum Leben des Dichters und ein Stücklein Uebersetzung kommen zu Stande: was, nach den Bemerkungen über Philoktet und seinem feinen Verständniss der Euripideischen Kunst zu schliessen, unschätzbar gewesen wäre, die kritische Zergliederung der Tragödien, ist ungeschrieben geblieben, und den zur Fortsetzung ermahnenden Freunden ward geantwortet, der Verfasser müsse erst wieder griechisch lernen (VI 272). Und so von Entwurf zu Entwurf, von Arbeit zu Arbeit. Wie uns die

noch geretteten „Sibyllinischen Blätter“ seiner Collectanea ihn zeigen und sein Berliner Tagewerk beschrieben wird. In der Meditation auf- und niedergehend wirft er in dieses, in jenes Buch, dass ihm in die Augen fällt, einen Blick. Es weckt zwar ganz fremdartige, aber doch so herrliche Gedanken; es giebt so Manches zu berichtigen, und während des Aufschreibens der neuen Entdeckung stellen sich wieder neue Probleme ein; am Abend bringt ein Freund eine ganz neue, höchst anziehende Materie aufs Tapet, die vor Mitternacht noch in das gehörige Licht gestellt sein will, und der Rückweg zu jenem ersten Manuscript war nun so leicht nicht mehr zu finden (Guhrauer 1, 5). Selbst für das etymologische Studium hat er eine Schwäche. Wir werden es dem demüthigen Magister nicht verübeln, dass er sie dem Herrn Geheimderath in einer Weise preisgiebt, die Manchen stutzig machen könnte. „Ich bekenne Ihnen meine Schwäche“, schreibt er (VIII 151); „mir ist es selten genug, dass ich ein Ding kenne und weiss, wie dieses Ding heisst; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heisst. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, dass ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, dass es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat“.

Wir mögen es bedauern, dass die Aesthetik der Alten, die immer noch auf einen zweiten Lessing wartet, unvollendet geblieben; wir mögen gestehn, dass die materielle Forschung über Sophokles, Plautus, die Geschichte der Fabel die Lessingschen Arbeiten weit überholt hat, dass jene sichren Beweismittel, die aus historischer Kenntniss der Form zu schöpfen sind, ihm fern lagen: — unvergänglich doch, unübertrefflich und ein Ganzes aus einem Guss ist der Geist, der in allen jenen Bruchstücken, Abfällen und fliegenden Blättern lebt. Diese deutsche ehrliche Gründlichkeit, die sich nicht zu gut dünkt, das Kleinste aufzuheben, zu reinigen, zu prüfen, ohne darum den Staub für Gold auszugeben oder den Maulwurfshügel für den Erdball; diese unscheinbare, haushälterische Geduld, die „das Gespinnst der Seidenwürmer abwickelt, um aus der Seide Beutel zu machen, Beutel, in denen sie die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammelt, bis sie dieselben in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann“ (VIII 178); diese Liebe zur Wahrheit um der Wahrheit willen, gleichviel wie wichtig oder unwichtig sie im Einzelnen erscheinen mag (VIII 199); die Beweglichkeit des geistigen Auges, der auch zur Seite Liegendes, wenn es irgendwie zur Sache dienen kann, nicht entgeht (IX 223); und dabei der

helle, von jener selbstgenügsamen Mikrologie des beschränkten Fachgelehrten freie Blick über das grosse Ganze, der das Sprüchwort „in omnibus aliquid et de toto nihil“ Lügen strafte (XI² 405); die Sauberkeit des gesunden Verstandes, der mit dem Ballast aufzuräumen sich beeilt (VIII 182); jener frische Stolz, der einen Lessing so gut kleidet, lieber neuen Stoff für künftige Geschlechter brechen, als die Rechnungen der vergangenen aufnehmen zu wollen (IX 4); der lebendige Umgang mit den Geistern der Vergangenheit, und jene wahre, tendenzlose Popularität, welche unwiderstehlich anzieht mitzudenken, auch ungewohnte Pfade freudig bis ans Ziel mitzugehen.

Nicht die Ueberlieferung fertigen Wissens, „die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt“, sondern die Lust an freier Forschung im Geiste unsrer Zuhörer zu entzünden, das ist das Beste, was wir Lehrer erreichen können. Darum steht uns jene Lessingsche Kunst, den Knoten wissenschaftlicher Fragen gleichsam dramatisch zu schürzen und zu lösen, so hoch, und müssen uns jene berühmten Worte aus der Seele gesprochen sein (X 53): „nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Er sträubte sich fast ungebührlich, der grenzenlos wissbegierige Mann, dessen erstes Lustspiel aus den Schülerjahren eine Verspottung des eignen keimenden Gelehrtenstolzes gewesen war, auch in Selbstbetrachtungen (XI² 402) vor der Verdammniss, gelehrt zu sein: „ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt sein und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Ebenso möchte ich um wie vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müsste. Baare Kasse ist gut — aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will sie Wechslern anvertrauen, und nur die Freiheit behalten, an diese meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweisen“. Man sieht, die Collegialität der schwertragenden Banausen, der gravitätischen Allongeperücken und pedantischen Zöpfe verläugnete er ängstlich.

Was hatte er mit dem Unfehlbarkeitsdünkel gemein? „Schreibt man denn nur darum“, fragt er, „um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache

ist, dass sie ein andrer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke“ (VIII 177, vgl. 114). Wir wollen hoffen, dass die Gabe sich widersprechen zu lassen nicht mehr ausschliesslich eine Gabe ist, die unter den Gelehrten nur die Todten haben, dass wir in diesem Sinne doch hier und da inzwischen gelernt haben, immer im voraus ein wenig todt zu sein (IV 9); und was damit zusammenhängt, das Bestreben, Schwarm zu machen in der Wissenschaft (XI² 72), blinde, widerspruchslose Anhänglichkeit an irgend eine alleinseligmachende Secte wo möglich über das Grab hinaus zu fordern, welcher echte Verehrer Lessings wird das nicht unter seiner Würde finden?

Lessing war empfindlich, aber gegen Lobsprüche: er verbat sich die Zudringlichkeit des ungeschickten Rauchfasschwingers, die ihm nur Beulen versetzte; er weigerte sich den Ball zu fangen, den er zurückwerfen sollte (VIII 181 f.). Nur seines Fleisses, der andren Mühe ersparte (VI 272), sich zu rühmen stand er nicht an; nur selbsterfahrene Erkenntniss, nicht Reichthümer fremder Erfahrung, die man aus Büchern schöpft, schlug er zum Kapital seiner Weisheit (XI² 403); nur dem gedanken- und gewissenlosen Compilator gegenüber, der das Studium schändet, erhebt sich sein Selbstgefühl. „Ein andres ist der Alterthumskrämer, ein andres der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit den Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt, „so war das“, weiss dieser schon, ob es so sein können“ (VIII 231).

Der Krieg ist der Vater aller Dinge: über Nichts in der Welt wären die Menschen einig, wenn sie noch über Nichts in der Welt gezankt hätten (VIII 199); ohne den Streit wäre Lessings so wenig als Achills Kraft und Herrlichkeit uns kund geworden. Die sittliche Ueberlegenheit des Mannes, die unverwundbare Würde, die edle Reinheit seines Charakters bricht am unwiderstehlichsten hervor in der Hitze des Kampfs, unter den blitzenden Streichen seines Witzes, unter dem mordenden Eisen seiner Widerlegungen. In der Selbstvertheidigung tapfer und ausdauernd (VIII 112), aber ehrlich, jede Sophisterei verschmähend, zu edel, um hinter den Schwächen des Gegners Schutz zu suchen (IV 58), widerlegt er gelegentlich seine eigene Hypothese, dass der Borghesische Fechter Chabrias sei (VIII 112), klagt er sich selbst bei dem Freunde, der ihm einen Irrthum nachgewiesen, an, dass er Alles so obenhin ansehe. Die „liebe Irascibilität“ bändigend (XI² 401), wo es mit Ehren angeht, wird er unwillig, wenn ein senex abcdarius die verdiente Zurechtweisung mit Verläumdungen vergilt, flammt er auf in Entrüstung, wenn der Klotzianismus den wissenschaftlichen Kampf durch Persönlichkeiten vergiftet, schleudert er unbarmherzig den plumpen Goliath der gelehrten Philister in die Luft, der den unverdrossen arbeitenden Flügeln der Windmühle muthwillig in den Weg lief und sie hemmen wollte (VIII 186), spart er auch den muthwilligen Hohn nicht, wenn Patriarchenhochmuth den Tempeldiener verketzert, der die Stufen vor dem Sitze göttlicher Eingebungen zu fegen für keine unheilige Arbeit hält (XI² 166. 170). Seiner Tonleiter aber fehlten die zarten Abstufungen

eines milden, urbanen Sinnes nicht: „gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher“ (VIII 194), hat er sich nie in der Leidenschaft auf eine falsche Stufe verirrt. Seine göttliche Grobheit, die sich nicht scheute, im rechten Falle jedes Ding beim rechten Namen zu nennen (XI[1] 224), hat viele, auch unberufene Nachahmer gefunden: weniger die mit der Freimüthigkeit Hand in Hand gehende Bescheidenheit, welche genau die Schranken der eigenen Kenntnisse und des eignen Geistes innehält (VIII 170).

Wem die Wissenschaft nur als Vorrathskammer von Thatsachen der Erkenntniss Werth hat, nicht auch und vor Allem als Tummel- und Ringplatz des Geistes, dem können die Lectionen, welche einem Lange und einem Klotz gelesen worden sind, freilich Nichts mehr bieten. Und doch sind sie noch immer ein Spiegel für Stümper und Compilatoren, der jedem Anfänger im Studium ein heilsames memento zuruft. Dass die Benutzung der Quellen nicht darin besteht, den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller zu umzäunen; dass man diese Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben und gewiss sein muss, dass sie wirklich das sagen, was man sie sagen lässt (VIII 45); dass man nicht aus abgeleiteten Rinnsalen zu schöpfen hat, wo die echte reine Quelle fliesst (55); dass man nicht auf Treibsand bauen soll (VIII 228); dass die Ehre des wissenschaftlichen Forschers nicht darauf beruht, dass man sein Urtheil, seine Meinung blindlings blos darum annehme, weil es sein Urtheil, weil es seine Meinung ist, sondern darin, dass alle Welt ihm wie einem anständigen Kaufmann zutraut, die Tratten, die er giebt, seien aufrichtig und sicher, dass Niemand Grund hat zu zweifeln, ob die Zeugnisse und Facta, die er anzieht, von ihm selbst geprüft sind und ihre Richtigkeit haben (105); die Verächtlichkeit des doppelzüngigen Vielschreibers, der durch eine ungefähre Verbindung widersprechender Ansichten mit beiden sich zu stellen sucht und es mit beiden verdirbt (53) — in schlagenderen Beispielen und schärferer Beleuchtung ist dieser Katechismus alles historischen Studiums nie und nirgends commentirt worden, als in den antiquarischen Briefen.

Der lebende Lessing war den in die engen Schranken ihrer Katheder gebannten Gelehrten mehr ein unheimliches Schreck- als ein Vorbild; aber die nachgeborenen danken ihm, dass er sie aus der drückenden, Geist und Gemüth zusammenschnürenden Atmosphäre ihres Museums heraus und in die freie Luft des Lebens geführt hat, — nicht zwar auf den lärmenden Markt, unter diesen oder jenen Schwarm des Tages, nicht aus einem Gefängniss in das andre — von einer Wissenschaft für die Menge, für äussere Zwecke wusste Lessing nichts —: aber in die frische Aetherhöhe der frei athmenden, selbstlosen, unerschrocknen Forschung, die auch den Sturmwind willkommen heisst, wenn er die Luft säubert (X 176), da hinauf weist er den Freund der Wahrheit, nur dort oben hat er ihre Spuren gefunden.

Wir aber, die wir berufen sind, ihre Herrlichkeit zu verkünden und ihr neue Freunde zu bilden, denen die Bahn zum Fortschreiten von irdischer Macht ungehemmt, der Blick zum Spähen unverkürzt ist, die wir auch in diesem Jahr durch den erhabnen Schutzherren der Christiana-Albertina neuer Förderung in unsrem Werk uns zu erfreuen gehabt haben, wir dürfen an dem heutigen Tage Alles, was in unsrem Kreise an Hoffnungen und Wünschen für das Heil der unsrer Pflege anvertrauten Stätte der Wissenschaft lebt, in dem ernsten Gebet zusammenfassen: Gott segne Seine Majestät König Frederik den Siebenten!











